

Giulietta Simionato: „Wer die Musik nicht liebt, liebt das Leben nicht“

Es war ein Eindruck, den keiner der Anwesenden so schnell vergessen wird: Eine Legende der Operngeschichte, bald 90 Jahre alt, erzählte – obwohl am gleichen Tag aus Mailand angereist – zweieinhalb Stunden (!) von ihrem Sängerleben. Erzählte? Nein, sie erfüllte und erlebte anhand der gespielten Musikausschnitte vieles noch einmal und legte ohne jede falsche Scham ihre Emotionen offen.

So durften wir quasi Anteil haben an ihrer tiefen Freundschaft zu Maria Callas, die im Leben ganz anders gewesen sei als in ihrer Primadonnen-Rolle, eine wahre Freundin, die sie noch heute vermisse. Das gemeinsame Duett aus dem *Anna Bolena*-Mitschnitt von der Scala hatte sich die Künstlerin ausdrücklich gewünscht. Wir durften auch mitfühlen, wie sie sich an jenen Augenblick erinnerte, als nach dem großen Duett Valentine Raoul aus den *Hugenotten* mit Franco Corelli die gesamte Scala aufsprang und eine halbe Stunde lang applaudierte, was es weder vorher noch nachher je gegeben habe. Wir durften aber auch herzlich mit ihr lachen, als die mit allerlei Witzen gespickte Fledermaus-Galaeinlage aus *Annie get your gun* mit Ettore Bastianini gespielt wurde, wo selbst Karajan einmal wirklich schallend gelacht haben soll.

Wie die gespielten Aufnahmen bewiesen – neben den genannten Mitschnitten konnten wir die Eboli-Arie aus Verdis *Don Carlos* (Karajan/Salzburg), den Gluckschen *Orpheus* (Karajan/Wien), das *Cenerentola*-Finale (Fabritiis/Platte) und den Auftritt der Zia Principessa aus Puccinis *Suor Angelica* (Gardelli/Platte) hören – war Giulietta Simionato eine äußerst vielseitige Künstlerin. Ihr Repertoire reichte eben von Altpartien bis zu Sopranrollen, vom Rossini-Fach bis zum Verismo. Doch wollte die Künstlerin dies keineswegs als ihre Leistung gelten lassen. Vielmehr müsse sie Gott danken, der ihr eine Stimme

mit diesen Möglichkeiten geschenkt habe. Ihr Ziel sei es einzig gewesen, alle diese Figuren mit Leben auszufüllen, darzustellen und zu gestalten. Sie habe nicht nur mit Stimme und Verstand singen wollen, sondern vor allem mit dem Herzen. Denn Musik sei für sie, damals wie heute, das Zentrum des Lebens. „Und wer die Musik nicht liebt, liebt das Leben nicht“.

Wirklich böse Rollen habe sie daher nicht singen wollen, habe zum Beispiel *Lady Macbeth* oder *Ortrud* stets abgelehnt, weil sie überzeugt war, diese nicht glaub-



haft verkörpern zu können – was jedoch ihre Plattenaufnahme der *Zia Principessa* zu widerlegen schien.

Allerdings bekannte Giulietta Simionato auch, daß sie es in ihrem Leben keineswegs leicht gehabt habe. So mußte sie nach ihrem Debüt 1927 ganze zwanzig Jahre warten, ehe ihr 1947 an der Mailänder Scala mit Thomas' *Mignon* der große Durchbruch gelang, zwanzig Jahre, die sie mit „Wurzn“ und Covern zubringen mußte. Sie sieht diese Zeit heute als Jahre des Leidens, der materiellen Entbehrungen, aber auch als Zeit der persönlichen Reifung. Schuld daran war ihrer Meinung nach sicher auch der Faschismus, der seine Stars protegierte und Nachwuchstalente

schwer aufkommen ließ. In den 20 Jahren der internationalen Karriere freilich habe sie den Rückstand leicht wieder aufgeholt, mit über 80 Auftritten im Jahresdurchschnitt – darunter leider nur ein einziger Arienabend in München – geradezu ein riesiges Pensum bewältigt: „Mit der Zeit kannte ich nur noch drei Aufenthaltsorte: Flughäfen, Hotels und Theater“. Das war dann auch der Hauptgrund, warum sich Frau Simionato 1966 – noch im Vollbesitz ihrer stimmlichen Kräfte – von der Bühne zurückzog. Sie wollte endlich Zeit haben für ihren Mann, den Medizinprofessor Frugoni, dessen Stellung als behandelnder Arzt der Mutter von König Hassan ihr sogar einmal eine Einladung in den Palast des jüngst verstorbenen marokkanischen Herrschers einbrachte.

Auf die Gegenwart blickt Giulietta Simionato mit äußerst kritischem Auge: „Die Welt ist nicht mehr rund, sie ist quadratisch. Überall stoßen wir an Ecken und Kanten“. Kein Wunder, daß da auch die Opernwelt nicht mehr sei, was sie einmal war. Was fehle, seien vor allem die unverwechselbaren Stimmen, die großen Persönlichkeiten. Heutzutage herrsche ein „communismo vocale“: alle singen gleich. Die besten Stimmen gebe es noch für das Rossini-Fach, aber für die dramatischeren Rollen fehlten weit und breit die Sänger. Und diejenigen, die sich an die entsprechenden Rollen wagten, machten sich damit kaputt, weil sie forcieren, ja schreien müßten. Ihren eigenen Schülern bringe sie daher vor allem bei, stets auf dem Atem zu bleiben, auch bei den schwereren Rollen.

Schade einzig, daß zu diesem einmaligen Künstlergespräch, das von Richard Eckstein kompetent und ansprechend geleitet und von einer Wiener Freundin der Künstlerin, Frau Dr. Rita Koch, mit großem Geschick übersetzt wurde, nicht mehr Leute ins Künstlerhaus gefunden haben.

Andreas Laska